

Zitierte Zeichenreihen

Eine Theorie des harmlos nichtextensionalen Gebrauchs von Anführungszeichen

von Olaf L. Müller

Gliederung

§1 Das Problem — §2 Vier Antworten

I. Woran die überkommenen Theorien scheitern

§3 Unendlich viele Namen? — §4 Undeutsche Wörter — §5 Buchstabiertheorie — §6 Demonstrative Theorie erklärt nichts — §7 Washingtons Theorie — §8 Ein Gegenvorschlag und seine Vorzüge

II. Eine Wahrheitstheorie für Sprachen mit Anführungszeichen

§9 Vorarbeiten für die Wahrheitstheorie — §10 Erweiterung auf ganz O — §11 *use/mention-confusions* — §12 Extensionalismus adé

III. Was sind Zeichen?

§13 Zwei Verdachtsmomente — §14 Zeichentokens — §15 Klassifikation der Zeichentokens — §16 Zeichentypen — §17 Zeichenketten — §18 Reparatur der alten Klausel — §19 Einführung neuer Zeichen — §20 Fazit

Literatur – Abstract & Keywords – Anmerkungen

ZUSAMMENFASSUNG. Wir benutzen Anführungszeichen, um Ausdrücke der geschriebenen Sprache zu bezeichnen. Das funktioniert selbst dann, wenn der fragliche Ausdruck aus Zeichen zusammengesetzt ist, die in unserem Alphabet nicht vorkommen. Deshalb scheitern Tarskis, Quines und Geachs Theorien der Anführungszeichen. Die Vorschläge von Davidson, Frege und C. Washington sind auch nicht pausibel. (Abschnitt I). Wir müssen eine Wahrheitstheorie (à la Tarski) für Objektsprachen mit Anführungszeichen aufstellen, ohne uns in der Metasprache auf Anführungszeichen zu stützen. Ich schlage vor, Tarskis bekannte Wahrheitsdefinition um ein einziges Axiom zu verstärken; es bestimmt die Extension von Ausdrücken, die Anführungszeichen enthalten, und ist verblüffend einfach. Diesem Axiom zufolge erzeugen Anführungszeichen einen nichtextensionalen Kontext. Da hieraus trotzdem keine Schwierigkeiten für rekursive Wahrheitsdefinitionen entstehen, liefert mein Axiom einen schlagenden Grund gegen den Extensionalismus, wie er z.B. von Quine vertreten wurde. (Abschnitt II). Zum Abschluss führe ich vor, wie wir Zeichen und Zeichenreihen klassifizieren und wie wir sie ohne Rückgriff auf Anführungszeichen bezeichnen können: mithilfe von Ostension und Beschreibung. Dies liefert eine naturalistisch makellose Theorie der Zeichen. (Abschnitt III).

WARNUNG. Dieser elektronische Text wird hier nicht in der offiziellen *und gekürzten* Form wiedergegeben, in der er auf Papier erschienen ist. Zwar gibt es keine inhaltlichen Widersprüche zwischen den beiden Erscheinungsformen des Aufsatzes, wohl aber Unterschiede in Sachen Ausführlichkeit, Sprachstil und Typographie. Hier die bibliographischen Angaben der gedruckten Fassung:

Olaf Müller: "Zitierte Zeichenreihen. Eine Theorie des harmlos nichtextensionalen Gebrauchs von Anführungszeichen". *Erkenntnis* 44 No. 3 (May 1996), pp. 279-304.

Zitierte Zeichenreihen

Eine Theorie des harmlos nichtextensionalen Gebrauchs von Anführungszeichen

von *Olaf L. Müller*

§1 Das Problem

Nehmen wir an, wir wollten über ein Zeichen oder eine Zeichenreihe aus einer Schriftsprache Behauptungen treffen.¹ Dies können wir bewerkstelligen, indem wir die fragliche Zeichenreihe zwischen Anführungszeichen zu Papier bringen und dann fortfahren zu behaupten, was wir hatten behaupten wollen, z.B.

- (1) „love“ ist ein englisches Wort.
- (2) „love“ besteht aus vier Buchstaben.
- (3) „love“ denotiert die Liebe.

Es fragt sich: Durch welchen semantischen Mechanismus weisen wir dem jeweiligen grammatischen Subjekt solcher Sätze das zu, worauf es sich bezieht, d.h. auf welchem Wege bestimmen wir das Denotat eines solchen Subjektausdruckes? Hierüber sind vier Theorien (oder genauer: Gruppen von Theorien) im Umlauf.

§2 Vier Antworten

Der ersten Theorie zufolge zeigt das fragliche grammatische Subjekt keinerlei semantisch relevante Struktur und ist somit als Name der Zeichenreihe aufzufassen: Ein Zeichenreihen zitiat (Zeichenreihe plus Anführungszeichen) verhält sich also zur zitierten Zeichenreihe genauso wie z.B. ein Frauenname zu seiner Trägerin. Nennen wir diese Theorie die *Benennungstheorie des Zitierens*.²

Nach der zweiten Theorie – *der Beschreibungstheorie des Zitierens* – ist das grammatische Subjekt jener Sätze als eine eindeutige Beschreibung der Zeichenreihe zu verstehen, um die es geht. Die gesuchte semantische Beziehung entspräche dann also der Beziehung zwischen einem Mörder und seinem sorgfältig erstellten Steckbrief.³

Beide bislang genannten Theorien sind sich darin einig, daß wir als logisches Subjekt der Sätze (1) – (3) die zitierte Zeichenreihe einschließlich der Anführungszeichen anzusehen haben. Dies wird von den noch verbleibenden zwei Theorien geleugnet. Die dritte Theorie nämlich – die *demonstrative Theorie des Zitierens* – behauptet, daß bei richtiger Analyse die von Anführungszeichen entkleidete Zeichenreihe überhaupt kein logischer Satzteil der fraglichen Sätze ist. Einzig und allein die Anführungszeichen erfüllen hiernach die Funktion des logischen Subjekts; sie übernehmen dieselbe Aufgabe wie das Demonstrativum in z.B. folgendem Satz:

(4) Dieser da ist der Mörder,

triumphierend verlautbart vom Detektiv, der mit dem Stock auf seinen Tatverdächtigen weist. Und genauso, wie der angebliche Mörder nicht persönlich im Satz (4) enthalten ist (denn Mörder sind keine Wörter), genauso sollte der demonstrativen Theorie zufolge die zitierte Zeichenreihe (*ohne* Anführungszeichen) nicht als Bestandteil von Sätzen wie (1) – (3) aufgefaßt werden, sondern als etwas, das ebensogut außerhalb des jeweiligen Satzes stehen könnte und auf das die Anführungszeichen zeigen.⁴

Umgekehrt sieht es die vierte Theorie des Zitierens. Ihr zufolge fungiert die zitierte Zeichenreihe ohne Anführungszeichen als logisches Subjekt in Sätzen wie (1) – (3). Natürlich behauptet diese Theorie nicht, daß jene

Sätze, statt von einem bloßen Wort, von der Liebe selber handelten (dem Standarddenotat des Subjektausdrucks). Vielmehr werde in Sätzen wie (1) – (3), so die Theorie, der Subjektausdruck mit einem nicht-standardgemäßen Denotat gebraucht. Im Nicht-Standardgebrauch steht eine Zeichenreihe für sich selber, statt sich auf irgendetwas zu beziehen, das auch unabhängig von der Existenz der fraglichen Zeichenreihe bestehen kann. Dies nenne ich die Theorie des *nicht standardgemäßen Gebrauchs von Zitiertem*, oder kurz die *Nonstandard-Theorie*.⁵

Allen vier hier kurz skizzierten Theorien ist gemein, daß sie im Vergleich zu den sprachlichen Phänomenen, die sie zu beschreiben vorgeben, verblüffend kompliziert sind. Läßt sich nicht eine einfachere Erklärung dafür finden, wie Anführungszeichen funktionieren? Ich werde im folgenden für eine Theorie der Anführungszeichen plädieren, deren Vorzug sich nicht nur in größerer Einfachheit erschöpft; sie ist, wie ich zeigen möchte, ihren Konkurrentinnen darüber hinaus deshalb überlegen, weil diese überhaupt keine befriedigende Theorie der Anführungszeichen bieten. Ich werde also zunächst dartun, woran die vier bislang vertretenen Theorien meiner Ansicht nach jeweils scheitern (Abschnitt I). Dann werde ich im Abschnitt II meine eigene Theorie der Anführungszeichen entwickeln, die ich *Theorie der harmlosen Nichtextensionalität (des Zitierens)* nennen möchte. Wie ihr Name schon andeutet, hat diese Theorie Eigenschaften, die bei manchen Philosophen Mißtrauen erwecken mögen. Also wird zu erörtern sein, worin dies Mißtrauen genau besteht und wie es sich ausräumen läßt. Abschließen möchte ich diesen Aufsatz mit einer kleinen (idealisierten) Theorie darüber, was Zeichenreihen sind (Abschnitt III).

I. Woran die überkommenen Theorien scheitern

§3 Unendlich viele
Namen?

Beginnen wir also mit den Fehlern der überlieferten Theorien. Zur Verdeutlichung wollen wir eine Objektsprache *O* heranziehen, in der wir einerseits über nichtsprachliche Entitäten reden können (z.B. über Tiger), andererseits über beliebige geschriebene Zeichenreihen. Eine gelungene Theorie des Zitierens hat uns Aufschluß darüber zu geben, wie der Teil einer Wahrheitstheorie von *O* aussehen muß, der es mit *O*s Sätzen über Zeichenreihen zu tun hat (also mit Sätzen wie (1) – (3)).⁶

Wenn nun in *O* ungefähr dieselben Aussagen über Zeichenreihen möglich sein sollen wie auf Deutsch, muß man in *O* über (potentiell) unendlich viele Zeichenreihen reden können. (Es gibt z.B. mehr als endlich viele Sätze, über die man reden können möchte). Der Benennungstheorie des Zitierens zufolge müßte *O* also auch unendlich viele Namen (Individuenkonstanten) enthalten. Für eine solche Sprache kann es keine Wahrheitstheorie geben. Denn Namen sind semantisch unstrukturiert. Was sie denotieren, läßt sich keiner allgemeinen Regel entnehmen. Also müßte die gesuchte Wahrheitstheorie für jeden einzelnen Namen eine eigene Klausel enthalten, und insgesamt unendlich viele solcher Klauseln. Eine Theorie mit unendlich vielen voneinander unabhängigen Klauseln aber ist unmöglich, da sie sich nicht formulieren läßt.⁷

§4 Undeutsche Wörter

Diesen Fehler suchen die gängigen Beschreibungstheorien des Zitierens zu vermeiden, indem sie zunächst eine endliche Liste von Zeichenreihen samt ihrer Namen festlegen und dann die noch übrigen, unbenannten Zeichenreihen mithilfe dieses endlichen Materials beschreiben. Die endliche Liste könnte z.B. eine Liste aller *Wörter* sein.⁸ Längere Zeichenreihen (z.B.

Sätze) lassen sich dann als Ketten von Wörtern beschreiben. So könnten wir statt

(5) „Es schneit“ ist ein deutscher Satz,

folgendes sagen:

(6) Die Kette von Wörtern, die sich ergibt, wenn man das Wort namens „schneit“ hinter das Wort namens „Es“ schreibt, ist ein deutscher Satz.

Oder kürzer:

(7) „Es“ * „schneit“ ist ein deutscher Satz,

worin das Sternchen die Operation des Hintereinanderschreibens symbolisiert.

In der Tat erlaubt uns diese Theorie, über unendlich viele Zeichenreihen zu reden, nämlich über alle Zeichenreihen, die irgendwie aus den anfangs benannten Wörtern bestehen.

Aber wir wollen auf Deutsch (und also in O) über mehr Zeichenreihen reden, als wir der Theorie zufolge dürfen. Wir wollen z.B. sagen können:

(8) „Schmunsch“ ist *kein* deutsches Wort.⁹

Es gibt zwar nur endlich viele sinnvolle deutsche Wörter; aber es gibt unendlich viele sinnlose wortartige Zeichenreihen, die wir zwar auf Deutsch nicht (standardgemäß) *benutzen*, aber doch *erwähnen* können, nämlich mithilfe der Anführungszeichen wie in (8).

Man könnte die Beschreibungstheorie des Zitierens durch die *Buchstabiertheorie* zu retten versuchen, indem man nämlich nicht *Wörtern* Namen zuweist, sondern *Buchstaben*.¹⁰ Denn aus Buchstaben lassen sich auch sinnlose Zeichenreihen zusammensetzen. Z.B. bekommen wir für (8):

- (9) Diejenige Zeichenreihe, die aus einem Zeichen namens „S“, gefolgt von einem Zeichen namens „c“, gefolgt von einem Zeichen namens „h“, gefolgt von einem Zeichen namens „m“, gefolgt von einem Zeichen namens „u“, gefolgt von einem Zeichen namens „n“, gefolgt von einem Zeichen namens „s“, gefolgt von einem Zeichen namens „c“, gefolgt von einem Zeichen namens „h“ zusammengesetzt ist, ist kein deutsches Wort.

Oder kürzer:

- (10) „S“ * „c“ * „h“ * „m“ * „u“ * „n“ * „s“ * „c“ * „h“ ist kein deutsches Wort.

Doch auch dies genügt nicht. Denn wir können auf Deutsch (und wollen also in O) auch über Zeichenreihen reden, deren Elemente in unserem Alphabet nicht vorkommen.¹¹ Z.B. wollen wir sagen können:

- (11) „βόμα“ ist ein griechisches Wort.

Das griechische Wort selber ist zwar kein deutsches Wort und kann also in einem deutschen Satz nicht standardgemäß benutzt werden. Doch *über* das griechische Wort können wir auch auf Deutsch reden, etwa in einer deutschsprachigen Grammatik des Griechischen. Es hilft uns nun nichts, in O zu den Namen für lateinische Buchstaben bloß noch Namen für griechische Buchstaben hinzuzufügen. Denn dann fehlten noch ägyptische Hieroglyphen und japanische Kanjis. Nun hat die Menschheit zwar bislang nur endlich viele Buchstaben kreiert. Und theoretisch könnten wir sie allesamt einzeln aufzählen und benennen. Aber wir möchten nicht nur über

bislang eingeführte Zeichen, sondern auch über solche Zeichen reden können, die jemand erst morgen anfangen könnte benutzen zu wollen. Z.B. möchten wir schreiben können:

- (12) Er benutzt als erster Mensch „§\$%“ als Abkürzung für: „Ich liebe Dich heute stärker denn je!“ [Anstelle der Paragraphendollarprocente denke man sich irgendein gänzlich neues Symbol, das mein Computer natürlich nicht schreiben kann].

Der typographischen Einfälle von Verliebten gibt es potentiell unendlich viele. Auch in der Wissenschaft könnte die Kreation neuer Zeichen nötig werden.¹² Wir können sie nicht allesamt ein für allemal im Voraus aufzählen und benennen. Also funktioniert auch die Beschreibungstheorie des Zitierens nicht. Es ist ihr nicht gelungen, *beliebige* Zeichenfolgenzitate in Standardbeschreibungen der fraglichen Zeichenfolgen zu verwandeln, weil das Material, aus dem diese bestehen dürfen, zuviele Gestalten annehmen kann.

§6 Demonstrative Theorie
erklärt nichts

Aus einem ähnlichen Grund vermutlich hat Davidson seine demonstrative Theorie des Zitierens entwickelt.¹³ Wir können auf beliebig verschiedene Zeichen oder Zeichenreihen immerhin *zeigen*, und zwar auf Hieroglyphen genauso einfach wie auf deutsche Sätze. Anstelle von (12) erhalten wir:

- (13) §\$% / Er benutzt als erster Mensch das Zeichen da drüben links vom Schrägstrich als abkürzende Konstatierung stärkerer Liebe denn je.

Davidson behandelt folgendes Beispiel:

- (14) „Alice fiel in Ohnmacht“ ist ein Satz.

Hier seine Paraphrase:

(15) Alice fiel in Ohnmacht. Dies ist ein Satz.¹⁴

Anders als in (13), dessen Beginn offensichtlich keinen insgesamt wirklich deutschsprachigen Satz einleiten kann, wirkt (15) von vorn bis hinten wie eine gute deutsche Paraphrase. Doch wenn wir (15) als normalen deutschen Text lesen, dann besagt er auch etwas über den Ohnmachtsanfall der Alice. Das Explicandum (14) war aber frei von irgendeiner Aussage über Alice. Daraus haben wir zu schließen, daß auch in (15) der erste Teil (bis zum ersten Punkt) nicht in der üblichen Weise gebraucht wird. Er wird nicht assertorisch verwendet. Was für einen Sprechakt haben wir aber dann mit dem ersten Teilsatz in (15) vollzogen? Solange diese Frage nicht beantwortet ist, können wir schwerlich behaupten, daß die gesamte Paraphrase irgendetwas erhellt. Der Teilsatz kann jedenfalls kein Befehl und auch keine Frage sein. Überhaupt *keiner* der üblichen Sprechakttypen wird mit dem Teilsatz vollzogen: Wer zitiert, will sich ja mit dem Zitat keinen zusätzlichen Sprechakt einhandeln (d.h. keinen Sprechakt, der über das hinausgeht, was hinsichtlich des Zitierten dann eigentlich noch behauptet werden soll).

Hiergegen mag man einwenden: Der Zitierende vollzieht mit dem ersten Teilsatz der Paraphrase den Akt der *Präsentation* (oder *Erwähnung*) von Zeichen. Dem Einwand zufolge gibt es einen eigenen Sprechakttyp der Zeichenpräsentation, den man auch „Zitieren“ nennen könnte und der durch die Anführungszeichen genauso angedeutet werde wie etwa der Sprechakt des Fragens durch das Fragezeichen. Nur: Der Appell an einen eigenen Sprechakt des Zitierens hilft uns bei unserem Problem nicht weiter. Wir hatten wissen wollen, wie Anführungszeichen funktionieren. Wer in seiner Erklärung voraussetzen muß, daß wir den Sprechakt des Zitierens schon verstehen, hat in Wirklichkeit überhaupt nichts erklärt. Er hat vorausgesetzt, was hätte erklärt werden sollen.

Wenn also eine Paraphrase wie (15) das Zitieren erhellen soll, darf mit ihrem ersten Teilsatz kein eigener Sprechakt beabsichtigt sein. Der Teilsatz müßte stattdessen so behandelt werden, als stamme er überhaupt nicht vom Zitierenden selber. Und in der Tat: Fände der Zitierende den fraglichen Satz zufällig als Graffito an irgendeiner nahen Wand fertig vor, dann brauchte er nicht (14) zu formulieren, sondern könnte stattdessen auf das Graffito zeigen und sagen:

(16) Dies ist ein Satz.

Nun befindet sich aber in unserer Umgebung nicht jede Zeichenkette, über die wir reden wollen. Manche dieser Zeichenketten müssen wir selber allererst in die Welt setzen. Und *wie* wir es schaffen, sie zu produzieren, ohne damit einen eigenen Sprechakt zu vollziehen, wie wir also den Unterschied zwischen Verwendung und Erwähnung zu verstehen haben: diese Frage beantwortet uns Davidsons Erklärung nicht.

§7 Washingtons Theorie

Während also die Benennungs- und die Beschreibungstheorie des Zitierens gewisse im Deutschen erlaubte Zitate (z.B. ungewöhnliche japanische oder verliebte Zeichenreihen) nicht zu behandeln vermochten, scheiterte die demonstrative Theorie des Zitierens schon daran, daß sie überhaupt nichts erklärte, da sie das Problem bestenfalls verschoben hat. Meine Kritik an der vierten Theorie – der Nonstandard-Theorie – wird versöhnlicher sein. Denn obwohl sie in der Form, in der sie kürzlich von C. Washington entfaltet worden ist, eher irreführend als erhellend ist, gibt sie doch nach einiger Modifikation den Blick auf die Theorie frei, für die ich schließlich plädieren werde. In Washingtons Version besagt die Theorie: Jede Zeichenreihe, die zwischen Anführungszeichen steht, denotiert sich selber. Wie schon dargetan, sind dieser Theorie zufolge die Anführungszeichen *kein*

Bestandteil des denotierenden Ausdrucks. Sie dienen nur dazu, anzuzeigen, daß die von ihnen eingeschlossenen Zeichenreihen nicht standardgemäß gebraucht werden, d.h. nicht das denotieren, was sie normalerweise denotieren, sondern sich selbst. Die Anführungszeichen, die diesen nichtstandardgemäßen Gebrauch markieren, gehören laut Washington zu unserem Arsenal der Interpunktion, nicht zu unserem denotativen Apparat.¹⁵

Ich finde eine solche Trennung zwischen Interpunktionszeichen einerseits und denotierenden Ausdrücken andererseits künstlich, jedenfalls in unserem Zusammenhang.¹⁶ Für die aus einer Wahrheitstheorie folgenden Theoreme ist es einerlei, ob wir sagen:

(17) Wenn das Wort „Tiger“ zwischen Anführungszeichen vorkommt, denotiert es (nicht standardgemäß) „Tiger“,

oder aber – wie ich vorschlagen möchte:

(18) Die Zeichenreihe „„Tiger““ denotiert (standardgemäß) „Tiger“.

§8 Ein Gegenvorschlag
und seine Vorzüge

Ich möchte also vorschlagen, die Anführungszeichen doch zum denotierenden Ausdruck hinzuzuzählen. Die Vorteile dieses Vorschlages liegen auf der Hand: Statt zwei Arten der Denotation (standardgemäß vs. nichtstandardgemäß) gibt es weiterhin nur die übliche (standardgemäße) Denotation. Ob standardgemäß denotierende Ausdrücke nun Anführungszeichen enthalten oder nicht, sie können allesamt einheitlich behandelt werden, nämlich disquotativ:

(18) Die Zeichenreihe „„Tiger““ denotiert (standardgemäß) „Tiger“,

folgt demselben Schema wie:

(19) Die Zeichenreihe „Cäsar“ denotiert (standardgemäß) Cäsar.

Der Übergang vom linken Relatum zum rechten wird in beiden Fällen schlicht durch Wegstreichen der äußeren Anführungszeichen bewerkstelligt. Schon aus Gründen der Einheitlichkeit und Einfachheit also sollten wir eventuelle Anführungszeichen zum denotierenden Ausdruck hinzunehmen.

Ein weiterer Grund gegen Washingtons Theorie besteht in folgender Intuition. Die Frage

(20) Ist „love“ ein deutsches Wort?

möchten wir gern verneinen. Washingtons Theorie zufolge aber müßten wir antworten:

(21) Ja; allerdings ein deutsches Wort, das im Deutschen nur nichtstandardgemäß verwendet werden kann.

Für die grammatische Beurteilung ganzer Sätze würde sich hierdurch nichts ändern. Aber wir zögen es doch wohl vor, die Frage zu verneinen und stattdessen zu sagen:

(22) „„love““ ist die korrekte deutsche Bezeichnung eines englischen Wortes.

Wenn wir hinsichtlich solcher Intuitionen keine Revisionisten werden müssen, weil es auch ohne Revision geht, dann dürfen wir, so meine ich, ruhigen Gewissens bei unseren liebgewordenen Gewohnheiten bleiben.

II. Eine Wahrheitstheorie für Sprachen mit Anführungszeichen

§9 Vorarbeiten für die
Wahrheitstheorie

Rechnen wir also entgegen Washington die Anführungszeichen zum denotierenden Ausdruck hinzu. Wir brauchen eine Theorie, aus der sich *jeder* Satz der Form

(18) Die Zeichenreihe „Tiger“ denotiert „Tiger“,

ergibt. Wie oben dargetan, gibt es potentiell unendlich viele Zeichenreihen, über die wir reden können möchten. Also können wir nicht alle Klauseln derselben Form wie (18) einzeln aufzählen. Wir stehen mithin vor einem ähnlichen Problem, dem sich schon Tarski stellen mußte, als er unendlich viele metasprachliche T-Sätze (für jeden objektsprachlichen Satz einen) aus einer endlichen Theorie generieren wollte. Tarski hat dies Problem rekursiv gelöst. Es wird sich zeigen, daß wir die benötigten unendlich vielen Theoreme zur Denotation von Zitaten sogar ohne Rekursion erzeugen können. Zusätzlich zu Tarskis Klauseln (ohne die wir natürlich nicht auskommen) brauchen wir nur noch ein einziges und sehr einfaches Axiom.

Doch beginnen wir mit einer Wahrheitstheorie für den Teil O^- unserer Objektsprache, der noch nicht von Zeichenreihen handelt, sondern nur von außersprachlichen Entitäten. Wie eine Wahrheitstheorie für O^- gegeben werden muß, wissen wir von Tarski. Wir können also im Eiltempo vorgehen. Anders als in den neueren Darstellungen von Tarski werde ich (genau wie Tarski selber) ohne Anführungszeichen auskommen. Denn wie Anführungszeichen funktionieren, soll ja am Ende erst erklärt werden (wenn nämlich die Tarskische Wahrheitsdefinition auf die gesamte Objektsprache O erweitert wird). Metasprachliche Anführungszeichen schon jetzt zu benutzen, könnte uns in Zirkel führen. Zum Glück funktioniert Tarskis

Methode der Formulierung einer Wahrheitsdefinition auch ganz ohne Anführungszeichen, nämlich wie folgt. Nehmen wir an, die Wörter aus O^- seien alle aus lateinischen Buchstaben zusammengesetzt. Wir numerieren die Buchstaben der Reihe nach durch.¹⁷ Als metasprachliches Zeichen für objektsprachliche Verkettung von Buchstaben (Hintereinanderschreiben) verwenden wir wieder ein Sternchen. Eine Eins, der ein Sternchen folgt, dem eine Eins folgt, der ein Sternchen folgt, dem eine Zwölf folgt ist also z.B. die metasprachliche Bezeichnung eines objektsprachlichen Wortes, das Aale bezeichnet. D.h. eine erste Klausel in unserer Wahrheitstheorie für O^- wäre:

(23) $1 * 1 * 12$ denotiert alle Aale.

In diesem Stile definieren wir Denotation für Individuen- und Prädikatskonstanten aus O^- , dann definieren wir à la Tarski einen rekursiven Erfüllungsbegriff für offene Sätze, der uns schließlich zur Wahrheit geschlossener Sätze führt.

Diese aus den Lehrbüchern sattsam bekannte Wahrheitsdefinition soll nun so erweitert werden, daß auch solche objektsprachliche Sätze auf Wahrheit geprüft werden können, die Anführungszeichen enthalten. Ziel ist also die Erweiterung der Wahrheitsdefinition von O^- auf ganz O . Welche zusätzlichen metasprachlichen Ressourcen brauchen wir dafür?

Schon für die rekursive Definition der Erfüllung offener Sätze aus O^- sind metasprachliche Variable für objektsprachliche Zeichenketten nötig. (Sonst könnte man die Rekursionen nicht zum Laufen bringen). Solche metasprachlichen Variablen werden wir mit griechischen Buchstaben schreiben. Nun kommen in O (mindestens) zwei Zeichen mehr vor als in O^- : nämlich An- und (wie man sie nennen könnte) Abführungszeichen

(quote/unquote). Natürlich brauchen wir für sie metasprachliche Namen, so wie wir ja auch die anderen objektsprachlichen Zeichen benennen können müssen. Nehmen wir als metasprachlichen Namen für objektsprachliche Anführungszeichen einen Schrägstrich von links oben nach rechts unten und für Abführungszeichen einen Schrägstrich von rechts oben nach links unten. Wir können also z.B. sagen:

(24) $\backslash * 1 * 1 * 12 * /$ ist die objektsprachliche Bezeichnung einer deutschen Fischartbezeichnung und enthält genau ein An- und ein Abführungszeichen.

Bislang haben wir den Verkettungsoperator nur zwischen metasprachlichen *Namen* für objektsprachliche Zeichen verwendet.¹⁸ Er arbeitet aber natürlich auch für variable Argumente (die wir, wie verabredet, griechisch schreiben). Wir können also z.B. sagen:

(25) Es gibt Zeichenreihen μ derart, daß die Zeichenreihe $1 * \mu * 1$ ein Wort aus O ist.

(Besteht μ aus Hieroglyphen, so ist (25) verletzt, denn dann kommt die Zeichenreihe $1 * \mu * 1$ natürlich nicht in O als Wort vor. Als positiver Fall ergibt sich z.B. ein weiblicher Vorname mit $\mu = 14 * 14$).

§10 Erweiterung
auf ganz O

Nun haben wir alle Ressourcen beisammen, um die Wahrheitstheorie für O so zu ergänzen, daß sie für ganz O funktioniert. Zuerst eine syntaktische Definition:

(26) Eine Zeichenreihe β ist ein singulärer Term in O genau dann, wenn

- (i) entweder β ein Name aus O ist [die Liste der Namen denken wir uns gegeben; sie ist endlich];
- (ii) oder wenn es irgendeine Zeichenreihe μ gibt, so daß gilt:
 $\beta = \backslash * \mu * /$.¹⁹

Die Denotate der Namen aus O kann durch eine endliche Liste im Stile Tarskis gegeben werden. Zur Vervollständigung unserer Wahrheitstheorie für O fehlt also nur noch eine Definition der Denotation derjenigen singulären Terme, die keine Namen sind. Dies sind nach (26)(ii) die von Anführungszeichen eingerahmten Zeichenketten. Mit folgender Klausel ist die gesuchte Wahrheitstheorie dann also komplett:

(27) Für alle Zeichenreihen μ : $\text{`}\mu\text{'}$ / denotiert μ .

Die Theorie ist, wie verlangt, endlich, und sie generiert alle gewünschten Sätze der Form (18).

§11 *use/mention-
confusions*

Warum hat man sich bislang gescheut, eine solche Theorie des Zitierens zu geben? Ich glaube, wegen einer Konfusion über die *use/mention-confusion*. Unsere Klausel (27) sieht nämlich auf der Oberfläche so ähnlich aus wie verbotene Versuche, mithilfe der Anführungszeichen die Begriffe der Wahrheit oder der Denotation auf einen Schlag – und viel zu billig – einzuführen, nämlich so:

(28) Für alle p : „ p “ ist wahr genau dann, wenn p .²⁰

(29) Für alle x : „ x “ denotiert x .²¹

Welche Theorie des Zitierens auch immer man hier unterstellt: in jedem Fall sind die zitierten Vorkommnisse der Variablen (einschließlich der Anführungszeichen) metasprachliche Bezeichnungen für *metasprachliche Variable*. Aber Variable sind weder wahr, noch denotieren sie. (28) und (29) sind also schon syntaktischer Unfug. Der Fehler besteht darin, den Anführungszeichen eine andere Aufgabe aufzubürden, als sie erfüllen können. Die Variablen in (28) und (29) stehen für Sachverhalte bzw. Objekte. Nicht diese Variablen hatte man benennen wollen, sondern die

Sachverhalte bzw. Objekte selber, für die die Variablen (unter einer Belegung) stehen.²²

Einen solchen Fehler haben wir uns in

(27) Für alle Zeichenreihen μ : $\backslash * \mu * /$ denotiert μ ,

nicht zuschulden kommen lassen. Denn da wird die Variable „ μ “ nicht zitiert; vielmehr wird sie in all ihren Vorkommnissen auf normale Weise benutzt: Ganz links wird die Variable „ μ “ durch den Allquantor gebunden; ganz rechts steht sie für irgendeine Zeichenreihe aus dem Bereich, über dem quantifiziert wird; und ebenso in der Mitte. Dort kommt sie zwar in einem längeren Ausdruck vor, aber unzitiert. Wenn in dem längeren Ausdruck auch noch metasprachliche Namen für objektsprachliche Anführungszeichen vorkommen (Schrägstriche), dann heißt dies ja nicht, daß die Variable „ μ “ schon im metasprachlichen Satz (27) zitiert wird. Vielmehr wird in (27) über eine objektsprachliche Zeichenreihe geredet, die sowohl Anführungszeichen enthält als auch das, wofür die Variable „ μ “ gerade steht.

Könnte man nicht etwas Ähnliches versuchen, um (28) und (29) zu retten?

Wie wäre dies:

(30) Für alle p : $\backslash * p * /$ ist wahr genau dann, wenn p .

(31) Für alle x : $\backslash * x * /$ denotiert x .

So geht es auch nicht, denn Sachverhalte p und normale (dreidimensionale) Objekte x lassen sich nicht in dem Sinn mit Anführungszeichen verketteten, in dem wir hier den Operator „*“ eingeführt haben. Verwandeln wir die Variablen also in Variable für Entitäten, die sich verketteten lassen, in Variable für Zeichenreihen:

- (32) Für alle μ : $\ulcorner \mu \urcorner$ ist wahr genau dann, wenn μ .
 (33) Für alle β : $\ulcorner \beta \urcorner$ denotiert β .

Aber nun stehen ganz rechts keine Variablen für Sachverhalte bzw. für dreidimensionale Objekte. Setzen wir in (32) z.B. für μ den objektsprachlichen Satz „Schnee ist weiß“, so haben wir abermals syntaktischen Unfug produziert, diesmal am Satzende:

- (34) $\ulcorner \text{„Schnee ist weiß“} \urcorner$ ist wahr genau dann, wenn „Schnee ist weiß“.

(33) hingegen ist für beliebige Einsetzungsinstanzen von β immerhin syntaktisch einwandfrei. Zwar haben wir rechts keine Variable für dreidimensionale Objekte, sondern bloß eine Variable für ziemlich platte Objekte, nämlich für Zeichenreihen auf Papier. D.h. wir können (33) nicht als *allgemeine* Definition der Denotation auch solcher singulärer Terme ansehen, die für nichtsprachliche Objekte stehen, z.B. für unsern Kanzler. Aber als *partielle* Definition der Denotation *einiger* singulärer Terme können wir (33) guten Gewissens ansehen. Die Denotation welcher Terme definiert (33)? Die Denotation all jener singulärer Terme, die mit Anführungszeichen beginnen und enden. Dies ist nichts Neues: (33) ist nämlich genau mit Klausel (27) identisch, durch deren Hilfe wir Tarskis Wahrheitsdefinition für O^- auf ganz O erweitert hatten. Wir haben genau diese Klausel soeben ein zweites Mal erzeugt, diesmal durch ein paar Korrekturen an einem mißglückten allgemeinen Definitionsversuch der Denotation singulärer Terme. Kurz, unsere Klausel ist der kurierte Sproß einer mißglückten Vermischung von Gebrauch und Erwähnung. Die beiden Eltern hatten sich eine komplette Definition der Denotation beliebiger singulärer Terme gewünscht. Gezeugt haben sie nur eine partielle Definition der Denotation zitierter Zeichenreihen – besser als nichts.

Es ist nicht verwunderlich, wenn dieser partiellen Definition das mißliche Odium ihrer Herkunft anhängt, nämlich Kind einer *use/mention-confusion* zu sein. Doch davon sollten wir uns den Blick nicht trüben lassen. Bei näherem Hinsehen zeigt sich, daß das Kind wohlgeraten ist.

§12 Extensionalismus adé

Anhänger einer reinen Lehre des Extensionalismus werden indes nicht zufrieden sein. Denn der hier präsentierten Sicht des Zitierens zufolge erzeugen Anführungszeichen nichtextensionale Kontexte.

Mit einer reinen Lehre des Extensionalismus läßt sich unser Vorschlag in der Tat nicht vereinbaren. Das Denotat des komplexen Ausdrucks „„Tiger““ beispielsweise ergibt sich nicht als Funktion der Extensionen seiner Teile, nämlich der Anführungszeichen und des Wortes „Tiger“. Denn das Wort „Tiger“ denotiert alle Tiger. Vermöge welcher Funktion sollten diese Tiger auf ihren Artnamen abgebildet werden? Wie wir die Tiger nennen, hängt nicht in funktionaler Weise von den Tigern ab, sondern von *uns*. Es liegt nicht an den Tigern, daß wir sie „Tiger“ nennen.

Eine solche funktionale Abhängigkeit war aber auch gar nicht zu erwarten. Erstens kann ein und dieselbe Extension zwei Prädikatskonstanten haben, deren Denotat sie ist, in unserem Beispiel „Tiger“ und „panthera tigris“. Damit liegt definitionsgemäß keine Funktion vor, denn die Funktionswerte einer jeden Funktion müssen eindeutig bestimmt sein. Und zweitens haben auch Zitate sinnloser Zeichenreihen eine Denotation, obwohl ihre Bestandteile (die sinnlosen Zeichenreihen) selber überhaupt nichts denotieren. Und ohne Argumente kann es natürlich erst recht keine Funktion geben.

Müssen wir unsere Sicht des Zitierens also aufgeben, weil sie den Extensionalismus verletzt? Nein; geben wir lieber den Extensionalismus

auf. Zwar können wir für alle extensionalen Sprachverwendungen eine rekursive Wahrheitsdefinition im Stile Tarskis geben (gerade weil sich die Extensionen komplexer Ausdrücke in funktionaler Weise aus den Extensionen ihrer Teile ergeben). D.h. rein extensionale Sprachen lassen sich *eo ipso* einer rekursiven semantischen Behandlung unterziehen. Das aber impliziert nicht, daß sich nicht auch andere (nichtextensionale) Sprachverwendungen auf saubere Weise semantisch charakterisieren lassen. Unsere Wahrheitsdefinition für O zeigt, daß Kontexte mit Anführungszeichen in diesem Sinne harmlos sind (also eine rekursive Wahrheitsdefinition erlauben), *ohne* extensional zu sein. Natürlich sind nicht *alle* nichtextensionalen Kontexte in diesem Sinne harmlos. Zum Beispiel stoßen wir auf viel tiefere philosophische Schwierigkeiten, wenn wir versuchen, eine rekursive Wahrheitsdefinition für Glaubenssätze aufzustellen.²³

Kurz, dem Extensionalismus brauchen wir uns verpflichtet zu fühlen. Sollte trotz seiner Verletzung eine endliche Wahrheitstheorie immer noch möglich bleiben (wie im Falle der Anführungszeichen), können wir diese Wahrheitstheorie ruhigen Gewissens mit der Preisgabe des Extensionalismus bezahlen. Vor nicht-extensionalen Kontexten selber brauchen wir keine Angst zu haben. Hüten sollten wir uns allenfalls vor Kontexten, die sich der Definition eines Wahrheitsprädikates sperren.

III. Was sind Zeichen?

§13 Zwei
Verdachtsmomente

In der entscheidenden Klausel

(27) Für alle Zeichenreihen μ : $\backslash * \mu * /$ denotiert μ ,

der Wahrheitsdefinition für O kommen zwei metasprachliche Symbole vor, die beide einen Verdacht gegen unser Vorgehen wecken könnten: das Sternchen als Symbol für den Verkettungsoperator einerseits, und andererseits ein griechischer Buchstabe als Variable für irgendwelche Zeichenreihen. Zwei Fragen stellen sich. Erstens, ist der Verkettungsoperator wirklich so harmlos, wie er aussieht, d.h. hätte er z.B. in einer naturalistischen Theorie der Zeichenreihen seinen Platz? Und zweitens, über welchen Entitäten läuft die griechische Variable? Besonders die letzte Frage könnte unsere Theorie des Zitierens gefährden. Denn wenn wir die Klausel (27) anwenden wollen wie intendiert, müssen wir in der Metasprache beliebige Zeichenreihen beliebiger Sprachen (und sogar sinnlose Zeichenreihen) identifizieren können. Setzt dies nicht bereits irgendeinen Mechanismus voraus, in dem letztlich doch eine Vorkenntnis der Anführungszeichen versteckt ist? Verhielte es sich so, dann wäre (27) unbrauchbar. Wir waren ausgezogen, um eine allgemeine Theorie der Wahrheit von Sätzen zu finden, in denen Anführungszeichen vorkommen. Hierfür dürfen wir natürlich nicht so tun, als hätten wir die Anführungszeichen schon – sonst liefen wir im Kreis.

Nun sind Anführungszeichen glücklicherweise nicht der einzige Mechanismus, mithilfe dessen wir von Zeichenreihen reden können. Wir können auf Zeichenreihen unter Verlautbarung eines Demonstrativums

zeigen, wir können sie *benennen* oder *beschreiben*²⁴ – genauso, wie wir auf *andere* Objekte zeigen, sie benennen oder beschreiben können.

Auf irgendeinen (oder mehrere) dieser anderen Mechanismen müssen wir also unsere Hoffnungen setzen, wenn wir den Zirkel vermeiden wollen. Doch bevor wir sehen können, wie er sich vermeiden läßt, müssen wir spezifizieren, was für Entitäten Zeichenreihen überhaupt sind. Hierbei wird der ominöse Unterschied zwischen *types* und *tokens* wichtig werden, den ich bislang mit Absicht ignoriert habe.²⁵

§14 Zeichentokens

Beginnen wir in gutem naturalistischen Geiste mit handgreiflichen Objekten, z.B. in der Göttinger Universitätsbibliothek. *Nichts als Bücher!* Wir schlagen eins von ihnen auf: Es enthält lauter Hieroglyphen. Wenn wir uns dumm stellen (so dumm wie Naturalisten nun einmal sind), dann sehen wir ein Gewirr schwarzer oder vielleicht sogar bunter Linien, die ihrerseits aus schwarzen oder bunten Farbflecken bestehen. Diese lassen sich in ihrer chemischen Zusammensetzung vom (sagen wir) weißen Hintergrund unterscheiden. Nehmen wir (lediglich zu Zwecken der Normierung) an, die ägyptische Setzerin des Buches habe keine Proportionalschrift verwendet. Dann läßt sich über jede Buchseite ein Gitter mit konstanten Zeilen- und Spaltenabständen legen, ohne daß die hieroglyphischen Farbflecke von den Gitterlinien zertrennt würden.

Jede Farbkonfiguration, die sich in einem solchen Gitterfeld befindet, wollen wir ein *Zeichentoken* nennen. (Um das leere Gitterfeld auch als Zeichentoken auffassen zu dürfen, zählen wir den papiernen Untergrund, auf dem die Farbflecken angeordnet sind, zum Zeichentoken hinzu).

Nun enthalten natürlich die anderen Bücher der UB und aller übrigen Bibliotheken ebenfalls Zeichentokens. Wir wollen (wiederum zu Normierungszwecken) idealisierend annehmen,

- (a) daß die Seiten aller Bücher gleich groß sind;
- (b) daß die passenden Gitternetze für alle Bücher kongruent sind;
- (c) daß es beliebig dicke Bücher geben kann;
- (d) daß schon ein einzelnes Blatt Papier (der richtigen Größe) als Buch gilt.

Dann definieren wir:

- (35) x ist ein Zeichentoken genau dann, wenn x eine Konfiguration von Farbflecken (samt Hintergrund) ist, die in irgendeinem Gitterfeld irgendeines Buches vorkommt, und wenn es in diesem Gitterfeld keine Farbfleck-Konfiguration gibt, die nicht schon in x enthalten ist.

Da die Menschen immer wieder neue Bücher beliebiger Länge herstellen können, kann es erst recht beliebig viele Zeichentokens geben.²⁶

Wir können auf jedes uns begegnende Zeichentoken zeigen; auch können wir es (etwa nach eingehender chemischer und geometrischer Untersuchung) beliebig genau beschreiben; und natürlich könnten wir es benennen, wenn wir wollten. Zeichentokens sind ganz normale physikalische Objekte, genau wie die Bücher, in denen sie vorkommen, oder wie Tiger im Dschungel. Es gibt aber einen kleinen Unterschied zwischen Büchern und Tigern einerseits und Zeichentokens andererseits: Die ersteren sind normalerweise in alle drei Dimensionen ausgedehnt, während letztere so platt sind, daß sie zwischen zwei Buchdeckel passen. Zeichentokens lassen sich also besonders leicht und in großer Zahl sammeln. (Dasselbe gilt aber für Briefmarken und getrocknetes Laub).

Ich habe mich übrigens mit Bedacht nicht darauf festgelegt, daß Zeichentokens mit menschlichen Absichten produziert worden sein müssen. Auch Maschinen produzieren Zeichentokens; ebenso der blanke Zufall oder gar der Zahn der Zeit (etwa durch Oxidationsprozesse). Normalerweise sind Zeichentokens zwar Artefakte. Aber das müssen sie nicht sein. Auch getrocknetes Laub könnte die Funktion von Zeichentokens übernehmen. Laut (35) gelten Laubblätter als Zeichentoken, sobald sie einen festen Platz in einem Gitterfeld eines Buches eingenommen haben. Überflüssig zu erwähnen, daß auch die zu Normierungszwecken in (35) erwähnten Bücher einfach als normale physikalische Objekte aufgefaßt werden sollen (die etwa ein Kind benennen lernen kann, ohne zu wissen, wozu sie normalerweise hergestellt und gebraucht werden). Kurz, der Begriff des Zeichentokens sollte selbst von gestrengen Naturalistinnen, die sich über Intentionen zu reden weigern, toleriert werden können.

§15 Klassifikation der Zeichentokens

Nachdem wir also Zeichentokens individuieren können genau wie andere Objekte auch, wenden wir uns ihrer Klassifikation zu. Wer gegen die Klassifikation normaler dreidimensionaler Objekte (etwa aller Tiere) keine grundsätzlichen philosophischen Bedenken erhebt, sollte auch vor der Klassifikation unserer Zeichentokens nicht zurückschrecken. Es handelt sich einfach nur um einen speziellen Fall einer allgemeinen Praxis, die naturalistisch unverdächtig ist.

Genau so, wie wir nämlich einem Kind durch Aufweisen von hundert Beispielen und Gegenbeispielen den Satz

(36) Da ist ein Tiger (bzw. dies Tier ist ein Tiger),

beibringen, genau so können wir ihm auch den Satz beibringen:

(37) Da ist ein Ypsilon (bzw. dies Zeichentoken ist ein Ypsilon).

(Man beachte, daß in diesem Satz keine Anführungszeichen vorkommen). Ob ein Objekt ein Ypsilon ist, läßt sich genauso entscheiden wie die Frage, ob ein Objekt ein Tiger ist. In beiden Fällen gibt es gewisse Merkmale, mit deren Hilfe wir die Tiger bzw. Ypsilons von Untigern bzw. Nicht-Ypsilons unterscheiden können. Im Falle der Tiger handelt es sich um Merkmale des Körperbaus, der Fellfarbe und vielleicht des Verhaltens. Im Falle der Ypsilons um Merkmale der geometrischen Anordnung und vielleicht der Farbe. Ich gebe zu, daß solche Merkmale nicht hinreichen müssen, um alle unklaren Grenzfälle zu entscheiden, z.B. ob ein hingekritztes Zeichentoken eine Vier ist oder ein Ypsilon. Aber unklare Grenzen begegnen uns auch außerhalb der Theorie der Zeichen, z.B. bei Farbwörtern: Daß wir von manchen Augen nicht so genau sagen können, ob sie braun oder grün sind, veranlaßt uns nicht, die Rede von Augenfarben ganz einzustellen. Uns genügen die vielen klaren Fälle, die es schließlich auch gibt. Und ich meine, dieselbe Gelassenheit sollten wir beim Klassifizieren von Zeichentoken walten lassen.²⁷

§16 Zeichentypen

Bislang habe ich es so hingestellt, als gingen wir beim Klassifizieren von Objekten, die keine Zeichentoken sind, nach denselben Prinzipien vor wie bei der Klassifikation von Zeichentoken. Doch ist ein Vorbehalt nötig. Während wir ein außersprachliches Objekt als Element ganz verschiedener Klassen auffassen können, müssen wir auf Seiten der Zeichentoken für eine gewisse Eindeutigkeit sorgen. Natürlich können wir jedes Zeichentoken genau wie alle andern Objekte in beliebig viele Klassen stecken. Die gesuchte Eindeutigkeit kann also nicht darin bestehen, daß Zeichentoken jeweils nur Element genau einer Klasse sein sollten. Vielmehr wird es darum gehen, eine spezielle Familie von Klassen so auszuzeichnen, daß die

meisten Zeichentokens höchstens in *einer* Klasse aus dieser Familie enthalten sind. Die Klassen der Familie müssen also annähernd disjunkt sein. Jede Klasse aus der noch zu spezifizierenden Familie werden wir dann *Zeichentyp* nennen. In der lateinischen Schrift beispielsweise müßten wir die fragliche Familie so einrichten, daß wir 26 Zeichentypen bekommen. Und der Satz:

(38) Es gibt in der lateinischen Schrift 26 Buchstaben,

besagt dann nicht

(39) Es gibt in der lateinischen Schrift 26 Zeichentokens,

sondern

(40) Es gibt in der lateinischen Schrift 26 Zeichentypen.

Wozu aber ist eine solche (annähernd disjunkte) Familie von Zeichentypen nötig? Könnten wir unsere Zeichentoken nicht ebensogut typisieren, ohne im geringsten darauf zu achten, daß nur wenige Tokens in mehr als einer Klasse auftauchen? Nein. Dürften die Zeichentypen allzu stark überlappen, dann geriete unser Umgang mit ihnen schnell außer Kontrolle. Stellen wir uns nur vor, jedes Zeichentoken gehöre schon zu zwei verschiedenen Zeichentypen. Nun begegnet uns etwa bei der Lektüre ein unbekanntes Worttoken aus zwanzig Buchstaben, das wir nachschlagen wollen. Hierzu müssen wir die Zeichentoken, aus denen das fragliche Worttoken besteht, in der richtigen Reihenfolge im Wörterbuch wiederfinden. Da aber jedes Zeichentoken als konkretes Objekt nur in einmaliger Ausfertigung existiert, können wir genaugenommen im Wörterbuch nicht *dieselben* Zeichentoken wiederfinden, aus denen unser schwieriges Worttoken zusammengesetzt ist, sondern bloß Zeichentoken vom selben Typ. (Dazu ist die Typisierung

gerade da). Hätten wir nun aber die Zeichentokens so schlampig klassifiziert, daß jedes Token zu zwei Typen zählt, dann müßten wir im Wörterbuch an ungeheuer vielen Stellen nachsehen. Für jeden der zwanzig Buchstaben unseres schwierigen Worttokens kämen zwei Fundstellen im Lexikon infrage, also insgesamt 2^{20} Fundstellen – das sind mehr als eine Million!

Und nicht nur das Nachschlagen in Wörterbüchern würde unmöglich. Keine einzige linguistische Regel könnte ohne haltlose Raterei zur Anwendung kommen. Daß die Zeichentypen annähernd disjunkte Klassen sein sollen, haben wir also gefordert, um sicherzustellen, daß man sprachliche Ausdrücke bei verschiedenen Gelegenheiten wiedererkennen kann. Nur dann sind Regeln möglich.

Wird durch diese Forderung der (annähernden) Disjunktheit unsere ursprüngliche Parallele zwischen außersprachlichen Objekten (wie Tieren) und sprachlichen Objekten (Zeichentokens) gänzlich zerstört? Nein. Auch in Wissenschaften, die sich nicht mit Zeichen befassen, werden Klassifikationssysteme benutzt, die der Forderung genügen. So gehört fast jedes Tier genau einer Tierart an. (Und die wenigen Ausnahmen – Maulesel, Liger und dergleichen – schaden der biologischen Klassifikation so wenig wie ein paar doppelt typisierte Zeichentokens). Die Familie der Tierarten ist also nach demselben formalen Prinzip aufgebaut wie die Familie der Zeichentypen.²⁸

§17 Zeichenketten

Jetzt wollen wir Zeichentokens und -typen zu mehrgliedrigen Ketten zusammenfügen. Beginnen wir wieder auf der konkreten Ebene der Tokens:

(41) (i) Jedes Zeichentoken x ist auch ein *Zeichenkettentoken*, dessen rechtes Ende x selber ist.

- (ii) Sei x ein Zeichenkettentoken mit rechtem Ende y . Sei z ein Zeichentoken, das rechts neben y steht. (D.h. falls y rechts unten im letzten Gitterfeld einer Buchseite steht, steht z links oben im ersten Gitterfeld der nächsten Buchseite; falls y ganz rechts in einer Zeile steht, steht z ganz links in der folgenden Zeile; in allen anderen Fällen steht z im zu y rechts benachbarten Gitterfeld²⁹). Dann ist die mereologische Summe aus x und z ein Zeichenkettentoken mit rechtem Ende z .

Wenn wir von Zeichenkettentoken zu den ihnen entsprechenden Zeichenkettentypen übergehen wollen, können wir anders als bei eingliedrigen Ketten nicht einfach wieder von neuem eine disjunkte Familie von Klassen aufmachen, indem wir die Klassen der Familie einzeln aufweisen. Denn es muß potentiell unendlich viele Zeichenkettentypen geben (da ihre Länge nicht beschränkt ist). Auch können wir uns nicht auf Klassen mereologischer Summen aus typgleichen Zeichentoken zurückziehen. Denn es kann geschehen, daß die fraglichen Klassen leer sind, ohne daß wir bereit wären, schon deshalb die Identität der ihnen angeblich korrespondierenden Zeichenkettentypen zu akzeptieren. (Ein Kettentoken aus einer Million Tokens vom Typ Ypsilon wird vielleicht niemals verwirklicht werden, ebensowenig wie ein Kettentoken aus einer Million Tokens vom Typ A. Dennoch möchten wir, daß die Kettentypen, die von den fraglichen Kettentoken realisiert wären, wenn diese existierten, verschieden sind). Die Antwort auf diese Schwierigkeit besteht darin, die konkrete Bildung mereologischer Summen à la (41) abstrakt nachzubilden, indem man auf Typebene *Sequenzen* (endliche Folgen) zusammenstellt.³⁰ Das heißt:

- (42) (i) Ist μ ein Zeichentyp, so ist die eingliedrige Folge $\langle \mu \rangle$ ein Zeichenkettentyp.
(ii) Ist die n -gliedrige Folge $\langle \mu_1; \mu_2; \dots \mu_n \rangle$ ein Zeichenkettentyp und ist μ_{n+1} ein Zeichentyp, so ist die $(n+1)$ -gliedrige Folge $\langle \mu_1; \mu_2; \dots \mu_{n+1} \rangle$ ein Zeichenkettentyp.³¹

Was es heißt, daß ein Zeichenkettentoken die Realisierung eines bestimmten Zeichenkettentyps ist, läßt sich dann kanonisch durchbuchstabieren. Wieder ist sichergestellt, daß fast jedes Zeichenkettentoken nur höchstens einem Zeichenkettentyp angehört. Wir können also Zeichenketten ein und desselben Typs wiedererkennen, unerlässlich fürs Lesenlernen.

§18 Reparatur der alten Klausel

Gehen wir nun zu unserer Klausel (27) für die Denotation zitierter Zeichenreihen zurück, die wir – ohne zwischen Typen und Tokens zu unterscheiden – wie folgt formuliert hatten:

(27) Für alle Zeichenreihen μ : $\backslash * \mu * /$ denotiert μ .

Handelt die Klausel von Typen oder von Tokens? Von *beidem*. Wir wollen mit (27) eine Regel haben, die wir mehr als einmal anwenden möchten. Jede *einzelne Anwendung* bezieht sich auf konkrete Zeichenkettentoken in konkreten Büchern konkreter Bibliotheken. So sind die Tokens im Spiel. Damit die Klausel *mehrfach* angewendet werden kann, muß sie natürlich Tokens vom selben Typ miteinander verknüpfen. Wir sollten sie also besser so formulieren:

(43) Sei μ ein Zeichenreihentyp. Für alle Zeichenreihentoken x vom Typ $\langle \mu \rangle$ gilt: x denotiert jedes Zeichenkettentoken vom Typ μ .

Mithilfe einer derartigen Klausel stehen dann die Wahrheitsbedingungen für etwa folgenden Satz fest:

(44) Der älteste erhaltene Brief Goethes beginnt mit einem „Y“.³²

§19 Einführung neuer Zeichen

Ich habe eine Klausel dieser Art u.a. deshalb eingeführt, weil ich mit ihr auch die Rede über neu einzuführende Zeichen hatte erklären wollen. Nun

könnte der Verdacht aufkommen, daß ich mich um diese Aufgabe herumgedrückt habe. Bisläng bin ich von einer zu Anfang fixierten (annähernd) disjunkten Familie von Zeichentypen ausgegangen, die allesamt einzeln (durch Beispiel und Gegenbeispiel) aufgewiesen worden sein mußten. Aufweisen kann man aber nur endlich viele Zeichentypen; ein gerade neu einzuführendes Zeichen kann definitionsgemäß vor seiner Einführung nicht schon im Voraus typisiert worden sein.³³ Betrachten wir zum Beispiel folgende Festsetzung, wie sie in einem Mathebuch vorkommen könnte:

- (45) Das Zeichen „§\$%“ stehe für alle Primzahlen zwischen 17 und 1000. [Wieder liegt es an meinem Drucker, daß ich zwischen den Anführungszeichen kein wirklich neues Zeichen präsentieren konnte. Man denke sich irgendein elegant geschwungenes Liniengewirr].

Wie können wir bei späteren Begegnungen mit ebenfalls neuartigen Zeichentokens entscheiden, ob sie vom selben Typ sind wie ihr mutmaßlicher Vorläufer in (45)? Unsere Klausel (43) sagt darüber nichts. Wir können die Klausel überhaupt erst anwenden, wenn diese Frage beantwortet ist. Die Antwort ist zum Glück nicht schwer. Wenn ein paar ABC-Schützen durch je hundert Beispiele und Gegenbeispiele das gesamte Alphabet gelernt haben, dann haben sie nicht nur gelernt, Tokens vom Typ A, B, C usw. zu erkennen. Was sie darüber hinaus gelernt haben, ist eine höherstufige Fähigkeit: die Fähigkeit nämlich, Tokens von noch unbekanntem Typ als Tokens *desselben* Typs zu erkennen. Das zweistellige Prädikat

- (46) x ist Zeichentoken vom selben Typ wie y ,

das beim Lesenlernen mitgelernt wird, erschöpft sich nicht in einer Liste von 26 Typen. Das Prädikat ist allgemein und funktioniert auch für neue Fälle. Aus diesem Grunde braucht die Mathelehrerin am Gymnasium nicht

hundert Beispiele und Gegenbeispiele für Integralzeichen an die Tafel zu malen, bevor sie fortfährt zu erklären, wofür das neue Zeichen stehen soll. Den kalligraphischen Teil der Erklärung des Integralzeichens kann sie weglassen, weil ihre Schüler schon in der Grundschule gelernt haben, worauf es für die Typenidentität neuartiger Tokens ankommt.

Die Schüler haben etwa gelernt, daß es nicht auf die absolute Größe der Zeichentokens ankommt, wohl aber auf deren Gestalt, wobei Abweichungen dieses oder jenes Grades erlaubt sind; sie haben gelernt, daß Farbe und chemische Zusammensetzung keine Rolle spielen, man jedoch Zeichentokens nicht ungestraft spiegeln oder auf den Kopf stellen darf, usw. Diese Regeln hat man den ABC-Schützen natürlich nicht explizit beigebracht; und vielleicht lassen sie sich auch gar nicht ein für allemal formalisieren. Aber das schadet nicht. Denn wieder können wir uns mit klaren Fällen trösten, von denen es beruhigend viele gibt.³⁴

Daß wir für unsere Rede über neu einzuführende Zeichentypen auf die höherstufige Fähigkeit angewiesen sind, Prädikate wie (46) auf neue Fälle anzuwenden, markiert übrigens auch keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Zeichen und dreidimensionalen Objekten. Denn analoger Fähigkeiten bedienen wir uns auch außerhalb der Theorie der Zeichen. Die Biologinnen beispielsweise kennen ein zweistelliges Prädikat

(47) x ist Tier derselben Tierart wie y .

Dies Prädikat muß genausowenig ein für allemal durch eine vollständige Liste gegeben werden wie (46). Wenn es Gott, der Evolution oder den Gentechnikern gefällt, neue Kreaturen auf die Welt loszulassen, so dürfte sich für viele Paare von ihnen (wenn auch vielleicht nicht für alle) die

Relation der Artgleichheit entscheiden lassen. Neuartige Zeichentokens also können nach demselben Schema behandelt werden wie neuartige Tiere.

§20 Fazit

Insgesamt hoffe ich, plausibel gemacht zu haben, daß wir über Zeichen (und Zeichenreihen) mit denselben Mitteln – Demonstrativum plus Ostension; Benennung; Beschreibung – reden können wie über andere Objekte, die uns in Alltag und Wissenschaft begegnen. Zeichen sind aus demselben Stoff gemacht wie der ganze Rest. Anführungszeichen allerdings sind ein besonderes sprachliches Mittel für die Rede über Zeichen, das wir nicht auch benutzen können, um über außersprachliche Entitäten zu reden. Dies könnte den Anschein erwecken, es seien die Zeichen eben doch Entitäten ganz besonderer Art. Eine Illusion, wie wir gesehen haben. Denn wir waren imstande, ohne Rekurs auf Anführungszeichen eine Wahrheitsdefinition im Stile Tarskis für Objektsprachen zu geben, die Anführungszeichen enthalten. Nun hat Tarski immer wieder zu Recht betont, daß man Wahrheitsdefinitionen für Objektsprachen nur geben kann, wenn mindestens deren begriffliche Ressourcen auch in der Metasprache zur Verfügung stehen. Da wir in der Metasprache keinerlei Kenntnis der Anführungszeichen voraussetzen hatten, können wir folgern, daß deren Aufgabe von anderen metasprachlichen Mitteln übernommen worden ist – nämlich von Ostension, Benennung und Beschreibung. In den Anführungszeichen steckt also nicht mehr begriffliche Kraft, als wir auch sonst beim Reden über die Welt aufbieten. Ich finde das beruhigend. Gönnen wir uns die Bequemlichkeit zu zitieren, wann immer wir wollen.³⁵

Literatur

Bennett, J.: 1988, „Quotation“, *Nous* 22, 399-418.

Carnap, R.: 1934, *Logische Syntax der Sprache*. Springer, Wien,
Seitenangaben beziehen sich auf die zweite Auflage (1968: Springer, Wien).

Davidson, D.: 1966, „Theories of meaning and learnable languages“, in Bar-Hillel, Y. (ed), *Proceedings of the 1964 international congress for logic, methodology, and philosophy of science at the Hebrew University of Jerusalem*, North-Holland Publishing Company, Amsterdam, pp. 383-94.
Seitenangaben beziehen sich auf den Abdruck in (Davidson 1984, pp. 3-15).

Davidson, D.: 1967, „Truth and meaning“, *Synthese* 17, 304-23.
Seitenangaben beziehen sich auf den Abdruck in (Davidson 1984, pp. 17-36).

Davidson, D.: 1979, „Quotation“, *Theory and decision* 11, 27-40.
Seitenangaben beziehen sich auf den Abdruck in (Davidson 1984, pp. 79-92).

Davidson, D.: 1984, *Inquiries into truth and interpretation*, Clarendon Press, Oxford.

Fox, J. F.: 1989, „What were Tarski's definitions for?“, *History and philosophy of logic*, 10, 165-179.

Frege, G.: 1892, „Über Sinn und Bedeutung“, *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* NF 100, 25-50. Seitenangaben beziehen sich auf den Abdruck in (Frege 1986, pp. 40-65).

Frege, G.: 1986, *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*, herausgegeben und eingeleitet von G. Patzig, 6. Auflage, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

Geach, P.: 1957, *Mental acts. Their content and their objects*, Routledge & Kegan Paul, London.

Goldsmith, J. A.: 1979, *Autosegmental phonology*, Garland, New York.

Larson, R. K. and P. Ludlow: 1993, „Interpreted logical forms“, *Synthese* 95, 305-355.

Ockham, W. v.: 1984, *Summe der Logik. Aus Teil I: Über die Termini*, ausgewählt, übersetzt und mit Einführung und Anmerkungen herausgegeben von P. Kunze, Lateinisch-Deutsch, Meiner, Hamburg.

Peirce, C. S.: 1933, „Existential graphs. My chef d'oeuvre“, in Hartshorne, C. und Weiss, P. (eds), *Collected papers of Charles Sanders Peirce. Volume IV: The simplest mathematics*, Harvard UP, Cambridge / Mass, pp. 291-470.

Quine, W. V. O.: 1960, *Word and object*, MIT Press, Cambridge / Mass.

Quine, W. V. O.: 1980, „Reference and modality“, in *From a logical point of view. Nine logico-philosophical essays*, 2nd edition, Harvard UP, Cambridge/ Mass., pp. 139-59.

Quine, W. V. O.: 1982, *Methods of logic*, 4th edition, Harvard UP, Cambridge/ Mass.

Quine, W. V. O.: 1987, *Quiddities. An intermittently philosophical dictionary*, Harvard UP, Cambridge/ Mass.

Russell, B.: 1921, *The Analysis of mind*, Allen & Unwin, London.

Tarski, A.: 1935, „Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen“, *Studia philosophica* 1, 261-405. [Erschien zuerst 1933 in polnischer Sprache].

Tennant, N.: 1977, „Recursive semantics for knowledge and belief“, *The monist* 60, 419-430.

Washington, C.: 1992, „The identity theory of quotation“, *The journal of philosophy* 89, 582-605.

Abstract & Keywords

SCHLAGWÖRTER. Zeichen; Zitat; Anführungszeichen; Schrift; Erwähnung; Verwendung; Typen; Tokens; Wahrheitstheorie; Referenz; Extensionalismus; Naturalismus.

ZITIERTE AUTOREN. Alfred TARSKI; Willard Van Orman QUINE; Peter GEACH; Donald DAVIDSON; Corey WASHINGTON.

ANMERKUNG. Dieser elektronische Text wird hier nicht in der endgültigen, gekürzten Form wiedergegeben, in der er auf Papier erschienen ist. Zwar gibt es keine inhaltlichen Widersprüche zwischen den beiden Erscheinungsformen des Aufsatzes, wohl aber im Umfang und Layout.

Eingereicht am:

16.5.1994 (erste, ausführliche Fassung; hierauf beruht die vorliegende elektronische Fassung fürs Netz);

2.8.1995 (endgültige, gekürzte Fassung für Drucklegung in *Erkenntnis*).

ABSTRACT. We use quotation marks when we wish to refer to an expression. We can and do so refer even when this expression is composed of characters that do not occur in our alphabet. That's why Tarski, Quine, and Geach's theories of quotation don't work. The proposals of Davidson, Frege, and C. Washington, however, do not provide a plausible account of quotation either. (Section I). The problem is to construct a Tarskian theory of truth for an object language that contains quotation marks, without appealing to quotation marks in the metalanguage. I propose to supply Tarski's truth definition with one axiom that determines the denotation of all expressions containing quotation marks. According to this axiom, quotation marks create a non-extensional context. Since admitting such contexts does not lead to any difficulties in the recursive truth characterization, we may indeed dispense with extensionalism. (Section II). Finally, I argue that we classify and denote expressions in the very same way that we classify and denote extralinguistic entities. Both tokens and types of written signs can be easily incorporated into the naturalist's worldview. (Section III).

LANGUAGE. German.

KEYWORDS. Sign; quotation; quotation marks; writing; mention; use; type; token; theory of truth; reference; extensionalism; naturalism.

NAMED PEOPLE. Alfred TARSKI; Willard Van Orman QUINE; Peter GEACH; Donald DAVIDSON; Corey WASHINGTON.

Anmerkungen

- 1) Terminologische Verabredungen:
 - (i) Bis auf weiteres soll der Terminus „Zeichenreihe“ (austauschbar mit „Zeichenfolge“ und „Zeichenkette“) auch auf einzelne Zeichen (eingliedrige Zeichenreihen) zutreffen.
 - (ii) Zur Vereinfachung werde ich ausschließlich *geschriebene* Zeichen betrachten.
 - (iii) Abweichend von einem verbreiteten Gebrauch in der Literatur möchte ich über Zeichen oder Zeichenreihen reden können, ohne damit zu implizieren, daß sie Bedeutungen tragen. Ob, und wenn ja: was ein Zeichen bedeutet, ist eine Frage, die sich erst stellen läßt, wenn man zuvor das fragliche Zeichen unabhängig von seiner möglichen Bedeutung fixiert hat. Für die Zwecke dieses Aufsatzes sind also Zeichen und Zeichenreihen irgendwelche Entitäten in der Welt, die möglicherweise – aber nicht notwendigerweise – Bedeutungen tragen.
 - (iv) Den Unterschied zwischen Tokens und Typen werde ich ignorieren, solange es irgend geht.
- 2) Tarski spricht von „Anführungsnamen“ (1935, pp. 268/9). Siehe auch Quine (1980, p. 140, und 1982, p. 146 n.3 und 1960, p. 143). Bennett hat in (1988, p. 401) überzeugend dargetan, daß Quine und Tarski diese Theorie nicht so sehr als endgültige Theorie der Anführungszeichen anbieten, sondern eher als Therapie gegen allfällige *use/mention-confusions* (wie wir sie unten in §11 erleben werden, siehe (28) und (29)).
- 3) Es gibt mehrere Versionen dieser Theorie; Fundstellen später.
- 4) So Davidson in (1979, pp. 90-2).

- 5) Diese Theorie ist sehr alt; sie stammt aus Zeiten, wo man Anführungszeichen noch nicht gekannt hat. Damals waren (ähnlich wie heute noch immer bei *gesprochenen* Zitaten) *alle* Wörter mit einer potentiellen Ambiguität behaftet, die sich nur durch den Kontext auflösen ließ. So unterschied Ockham die *materiale* Supposition von der *personalen*: Material supponiert (d.h. denotiert) ein Wort für die Laute oder Zeichen, aus denen es gebildet ist, personal hingegen für sein eigentliches Denotat (die *significatio*), cf. (1984, pp. 28-33 (=I,64)). Aber auch nachdem die Anführungszeichen ungefähr um die Mitte des 16. Jahrhunderts eingeführt wurden (Washington (1992, p. 591 n. 17)), blieb eine derartige Theorie eine mögliche Option. Z.B. bei Frege (1892, p. 43 und p. 51) und in der letzten Zeit bei Washington (1992, pp. 587ff).
- 6) Wenn ich im folgenden ab und an von einer *Definition* des Wahrheitsprädikates für O rede, dann möchte ich damit *nicht* so verstanden werden, als wolle ich hier eine Antwort auf die Frage *Was ist Wahrheit?* wagen. Vielmehr geht es mir darum, folgende Frage zu beantworten: *Unter welchen Bedingungen sind Sätze, die Anführungszeichen enthalten, wahr?* Eine befriedigende Antwort hierauf informiert uns darüber, was Anführungszeichen bedeuten – allerdings nur unter der Voraussetzung, daß wir schon im voraus wissen, was Wahrheit ist. Daß wir dies Vorverständnis des Wahrheitsbegriffs haben, werde ich für die Zwecke dieses Aufsatzes einfach annehmen. Ich folge also einem Zug der Philosophie Davidsons (vergl. z.B. (1967, p. 24)), freilich ohne Davidson zuzustimmen, daß wir den Wahrheitsbegriff immer schon undefiniert voraussetzen dürften (als „central primitive notion“, siehe Davidson (1984, p. xiv)).
- 7) So auch Davidson in (1966, p. 9) und in (1979, p. 83).

- 8) So Geach in (1957, pp. 81-4).
- 9) So auch Washington anhand des Beispiels „ggrmph“ in (1992, p. 587). Für die Gegenmeinung vergl. Geach (1957, pp. 85/6).
- 10) Tarski und Quine haben eigenartigerweise nicht nur die Benennungstheorie des Zitierens vertreten (s.o. Fußnote 2), sondern sich auch zugunsten der Buchstabiertheorie geäußert, cf. Tarski (1935, pp. 269/270) und Quine (1960, pp. 143/4 und p. 190). Liegt hier ein Widerspruch vor? Ich glaube nicht, denn ich verstehe die beiden Autoren so, als wollten sie mithilfe der Buchstabiertheorie zeigen, wie man notfalls ganz ohne Anführungszeichen auskommen kann. Diese Theorie wäre dann also keine Theorie darüber, wie Anführungszeichen funktionieren, sondern darüber, wie man sie zum Verschwinden bringt. Aber Davidson hat natürlich recht, wenn er sagt: „[The spelling theory of quotation] *could* be regarded as a theory of how quotation works“ (1979, p. 87; Davidsons Kursivdruck).
- 11) So auch Davidson in (1979, p. 89). Davidsons Hauptgrund gegen die Buchstabiertheorie lautet aber, daß dieser Theorie zufolge die Namen der Buchstaben ebensogut ganz anders aussehen könnten, so daß der Abbildcharakter von Zitiertem verlorengeliege (1979, p. 87). Diesen Einwand finde ich nicht sonderlich treffend, da wir die spezielle, bildartige Wahl unserer Namen für Buchstaben immer noch dadurch erklären können, daß diese Namen mnemotechnisch geschickter sind als willkürliche Namen. Daß der Name eines Buchstabens dem benannten Buchstaben abgesehen von den Anführungszeichen genau gleicht, wäre dieser Antwort zufolge kein wesentlicher Zug des Zitierens, sondern nur ein Zug, der das Zitieren sehr erleichtert. So auch Bennett in (1988, pp. 401/2).

- 12) So auch Washington in (1992, p. 593). Die Gegenmeinung vertritt Bennett in (1988, p. 405 und p. 416).
- 13) Er sagt dies nicht ausdrücklich, doch ist seine Theorie auf den ersten Blick geeignet, diese Schwierigkeit zu lösen, wie auch Washington in (1992, p. 593) bemerkt.
- 14) (1979, p. 91). Tatsächlich ist Davidsons Paraphrase etwas komplizierter, da er von Typen und Tokens redet. Diese Komplikation ist hier aber unwichtig. Wir werden am Ende dieses Aufsatzes ebenfalls zwischen Typen und Tokens unterscheiden, allerdings – wie angekündigt – so spät wie möglich.
- 15) Washington in (1992, p. 593).
- 16) Washington motiviert diese Trennung u.a. mit der Beobachtung, daß wir in der *gesprochenen* Rede die Anführungszeichen beim Zitieren nicht mitsprechen müssen. Und wenn (so Washington) die Anführungszeichen also beim mündlichen Zitieren gar nicht in Erscheinung träten, dann könnten sie auch nicht zum denotierenden Ausdruck dazugehören (1992, p. 589). – Nun konzentrieren wir uns in diesem Aufsatz auf geschriebene Zitate. Wir suchen ein Verständnis der Anführungszeichen, das es uns erlaubt, schreibend über geschriebene Zeichen Behauptungen zu treffen, z.B. für die Einführung neuer Zeichen in eine formale Sprache oder für allgemeinere sprachphilosophische Untersuchungen. In einem solchen Zusammenhang bietet die größere Ambiguität der *gesprochenen* Rede (die keine Interpunktion kennt) keinen Anlaß, die *ausgeschriebene* Zeichensetzung anders zu behandeln als den Rest der *geschriebenen* Sprache. So ist für mich das Komma in

(*) Die größte, blonde Frau lebt in Algerien,

ein normaler Teil des denotativen Apparates und nicht etwa ein Signal dafür, daß etwa das Adjektiv „blond“ in (*) mit einem Mal nichtstandardgemäß verwendet würde, während es in folgendem kommafrem Satz im üblichen standardgemäßen Gebrauch stünde:

(**) Die größte blonde Frau lebt in Algerien.

- 17) Hierbei wird keinerlei Kenntnis der Anführungszeichen vorausgesetzt, denn wir könnten den objektsprachlichen Buchstaben durch Ostension Zahlen als metasprachliche Namen zuweisen.
- 18) Bzw. genauer gesagt (da er auch längere als zweigliedrige Zeichenketten zu bilden erlaubt): zwischen metasprachlichen *Bezeichnungen* für objektsprachliche Zeichenreihen.
- 19) Diese Definition gilt nur vorübergehend, bis wir nämlich aufgrund der Unterscheidung von Tokens und Typen gezwungen sein werden, Zeichenreihen zitate als generelle Termini aufzufassen, s.u. Fußnote 32. – Ein hiervon unabhängiger Makel der Klausel (ii) besteht darin, daß es, falls in μ ebenfalls An- und Abführungszeichen vorkommen, nicht eindeutig bestimmt ist, wo ein Zeichenreihen zitat endet und wo ein neues beginnt. (Zur Verdeutlichung betrachte man $\mu = / * \backslash$. Stellt dann die längere Zeichenkette $\beta = \backslash * _ * _ * /$ zwei Zitate ohne Text dar? Oder stellt β ein Zitat dar, das erst ein Ab- und dann ein Anführungszeichen enthält, die ich zur Verdeutlichung unterstrichen habe). Ein defensiver Ausweg aus der Schwierigkeit bestünde darin, einfach zu *verbieten*, daß in μ Abführungszeichen vorkommen. Ich werde oben im Haupttext zur Vereinfachung so tun, als könne dies Verbot immer eingehalten werden. Den weiteren Gang der Untersuchung wird das zwar nicht beeinträchtigen. Doch könnte durch die Vereinfachung der Eindruck entstehen, daß meine Theorie nicht allgemein genug gilt. (Denn schon

Formulierungen wie (22) blieben unerklärt). Deshalb möchte ich in dieser Fußnote einen weniger defensiven Ausweg aus der Ambiguität vorschlagen.

Die Ambiguität haftet nicht bloß ausgerechnet unserer formalen Objektsprache an. Sie kommt in allen Sprachen mit Anführungszeichen vor. Um den Ernst der Lage zu erfassen, betrachten wir zunächst ein Beispiel aus der natürlichen Sprache:

(*) „a“ **ist eine längere Zeichenkette als** „b“ ist eine längere Zeichenkette als „c“.

Natürlich wäre dieser Satz ungrammatisch, wollte man ihn so analysieren, als handle er von drei eingliedrigen Zeichenketten „a“, „b“ und „c“. Denn dann enthielte der Satz zwei (gleichlautende) Prädikatsausdrücke, die sich ein Argument teilen müßten; dies ist im Deutschen nicht erlaubt. Wenn also der Satz syntaktisch einwandfrei zerlegt werden soll, darf nur *einer* der beiden Prädikatsausdrücke als Prädikat aufgefaßt werden; der *andere* Prädikatsausdruck hat dann als (nicht verwendeter, sondern bloß erwähnter) Bestandteil in einer längeren Zeichenkette aufzugehen. Damit stehen uns zwei Lesarten offen. Entweder lesen wir den **fett** gesetzten Teil in (*) als Prädikat; dann ist der Satz falsch, denn „a“ ist viel kürzer als die Zeichenkette rechts. Oder wir fassen das nicht-fette Gegenstück als Prädikat auf; dann kommt der Satz wahr heraus.

Man mag vermuten, daß sich solche Ambiguitäten durch bessere Syntaxregeln für zweistellige Prädikationen ausschalten lassen, indem man den Prädikatsausdruck nicht einfach mit den zwei Argumenten *verkettet*, sondern stattdessen mithilfe von Klammern für Strukturen mit mehreren Ebenen sorgt, wie etwa in folgendem suggestiven Beispiel:

(**) Ist-Vater-Von (Olaf; (Kalina)).

Aber genau wie Abführungszeichen und Prädikatsausdrücke könnten auch Klammer und Semikolon dadurch unschädlich gemacht werden, daß sie in zu zitierende Zeichenketten hineininterpretiert werden. Und also entsteht die Ambiguität in neuer Gestalt:

(***) Ist-Länger-Als („**a**“; („**b**“; („c“)).

Entweder haben wir den fett gesetzten Teil in (***) als erstes Argument aufzufassen, das von einer einzigen Zeichenkette einschließlich einer Klammer und eines Semikolons gebildet wird; oder aber das erste Argument besteht nur aus einer eingliedrigem Zeichenkette. (Dieselbe Doppeldeutigkeit läßt sich natürlich im Geltungsbereich der deutschen Zeichensetzungsregeln erzeugen, denen zufolge Zitate im Innern von Zitaten mit einfachen statt doppelten Anführungszeichen kenntlich zu machen sind).

– Die einzige Möglichkeit, die ich sehe, um diesen Schwierigkeiten beizukommen, besteht darin, dem Arsenal der Anführungszeichen selber mehr Informationsgehalt zuzubilligen. Wir könnten z.B. zusätzlich zu den äußeren (eigentlich wirksamen) An- und Abführungszeichen die Zahl der im Zitat vorkommenden Abführungszeichen vermerken, etwa durch einen Index an den Anführungszeichen, die das Zitat einleiten. Die Klausel (ii) von (26) sähe dann so aus:

(ii) oder wenn es irgendeine Zeichenreihe μ gibt, die genau n Abführungszeichen enthält, so daß gilt: $\beta = \backslash * N(n) * \mu * /$

(worin $N(n)$ ein tiefgestelltes Zahlzeichen für die Zahl n sein möge). Die Zeichenreihe $\backslash * N(1) * / * /$ also wäre demzufolge ein wohlgeformter singulärer Term, nicht aber die Zeichenreihe $\backslash * N(0) * / * /$.

Für unsere Zwecke genügt es, die theoretische Möglichkeit eines solchen Auswegs einzusehen. *De facto* kommen verquere Anführungszeichen in Zitaten so selten vor, daß wir sie von nun an wieder ignorieren dürfen.

Meist ist aus dem Kontext ohnehin klar zu ersehen, wo ein Zitat endet.

- 20) Tarski verwirft einen solchen Versuch in (1935, p. 272).
- 21) So die mißglückte Definition der Denotation *singulärer* Terme. Für *generelle* Terme lautet die Fehldefinition folgendermaßen:

(29*) Für alle F und alle x: „F“ denotiert x genau dann, wenn Fx.

- 22) Man mag fragen: Könnten wir uns nicht einfach einen Operator definieren, der so funktioniert wie gewünscht? Nein. Denn ein solcher Operator verwickelt uns geradewegs in Antinomien. Der Operator müßte ja gegebene außersprachliche Entitäten (Dinge, Prädikate, Sachverhalte) in ihre jeweilige sprachliche Repräsentation verwandeln (Individuenkonstanten, Prädikatskonstanten, Sätze). Mit seiner Hilfe können wir also z.B. folgende Definition der *Gefährlichkeit* von Prädikatskonstanten formulieren:

(*) Sei F ein Prädikat. Dann heißt die (das Prädikat bezeichnende) Prädikatskonstante „F“ genau dann *gefährlich*, wenn nicht F(„F“).

Um in die angekündigte Antinomie zu geraten, brauchen wir uns nur zu fragen, ob die so definierte Prädikatskonstante „ist gefährlich“ ihrerseits gefährlich ist. Die Antinomie ist mit Grellings Paradox verwandt und bietet sozusagen dessen quotierte Version (die vielleicht *Gänsefuß-Grelling-Paradox* genannt werden könnte und meines Wissens neu ist). Da das Paradox in dieser Version frei von den sonst immer verdächtigten semantischen Termen wie „Denotation“ ist, müssen wir die Schuld diesmal bei den Anführungszeichen suchen. Benutzt man sie wie in (28), (29), (29*) oder (*), dann schmuggelt man mit ihrer Hilfe den semantischen Sprengstoff ein, der für die semantischen Antinomien verantwortlich ist. Solch ein Gebrauch der Anführungszeichen ist also zu verbieten.

Genauso wie man mit mithilfe der verbotenen Anführungszeichen das Paradox Grellings ohne Rekurs auf Denotation nachbilden kann, läßt sich mit ihrer Hilfe das Lügner-Paradoxon ohne Rekurs auf Wahrheit reformulieren, und zwar so:

(**) Für alle Sachverhalte p: wenn der einzige Satz, der auf dieser Seite unterstrichen ist, mit demjenigen Satz identisch ist, der den Sachverhalt p ausdrückt, dann nicht-p.

(Kursivdruck, wo der fragliche Operator gebraucht ist). Nehmen wir an, (**) sei wahr. Dann können wir für p denjenigen Sachverhalt einsetzen, der durch (**) beschrieben ist. Es besteht also die im Antezedens geforderte Identität, somit gilt (wegen der Wahrheit von (**)) nicht-p, so daß nach Wahl für p der Satz (**) falsch wäre, im Widerspruch zur Annahme.

Versuchen wir es also mit der Annahme, daß (**) falsch ist. Dann existiert ein Sachverhalt p, der das Konditional in (**) falsch macht. Falsch kann es aber nur mit wahren Antezedens und falschem Konsequens sein, d.h. (i) der Sachverhalt p wird genau durch den Satz (**) ausgedrückt, und (ii) es gilt nicht-nicht-p, d.h. (**) ist wahr, womit die Antinomie perfekt ist. – Sie ist unter dem Namen „quotes-liar“ bekannt (cf. Fox 1989, p. 167) und geht auf Tarski zurück (1935, p. 275). Verwandt ist die Antinomie (ebenso wie das Gänsefuß-Grelling-Paradox) natürlich mit den anderen semantischen Antinomien, und sie hat eigentlich (entgegen ihrem Namen) nichts mit Anführungszeichen zu tun, sondern mit einem falschen Verständnis der Anführungszeichen. Denn richtig verstanden, kann man mit ihrer Hilfe Bezeichnungen für gegebene Zeichenreihen generieren, nicht aber Bezeichnungen für gegebene Sachverhalte.

- 23) Quine hält diese Schwierigkeiten für unüberwindbar: „[I]ntensional contexts [...] obstruct the recursion of a Tarskian truth definition“ (1969,

p. 333/334; das ist ein Echo des alten Widerstands gegen intensionale Kontexte, siehe Tarski 1935, p. 274). Ob wir wirklich so pessimistisch sein sollten, kann ich offenlassen. Denn selbst wenn eine rekursive Wahrheitsdefinition für Glaubenssätze gefunden wird, die wirklich funktioniert, wird sie allemal mehr Voraussetzungen nötig haben als mein Vorschlag für Sätze mit Anführungszeichen. So muß beispielsweise Tennant an mentale Gegenstücke zu externen Objekten appellieren (1977, p. 425ff). Im Gegensatz hierzu brauchen wir unsere Ontologie für die Behandlung der Anführungszeichen überhaupt nicht zu erweitern (s.u. Abschnitt III). Wer ohne (zumindest zweifelhafte) mentale Entitäten und ohne Propositionen (deren Identitätskriterien notorisch unklar sind) auskommen möchte, kann natürlich Glaubenskontexte stärker an die direkte Rede annähern (und damit von den Analysen in diesem Aufsatz profitieren). Einen vielversprechenden Ansatz, der nur auf syntaktische Entitäten und auf normale weltliche Entitäten rekurriert, haben Larson und Ludlow entwickelt. Doch hat der Rekurs auf syntaktische Entitäten in diesem Zusammenhang einen entscheidenden Nachteil: Die feinen Unterschiede zwischen zugeschriebenen Meinungen, die solchen Ansätzen zufolge letztlich auf entsprechend feine Unterschiede in syntaktischen Formen zurückgehen (Larson / Ludlow (1993, p. 308, p. 333)), können nur für Sprecher (eines Fragments) der Metasprache dingfest gemacht werden. Wir wollen aber Meinungen auch solchen Personen zuschreiben, die kein Deutsch können. Unser Ansatz für die Anführungszeichen beschränkt sich ja auch nicht auf Zeichen aus der Sprache, in der wir die Wahrheitsdefinition formulieren.

- 24) So auch Washington in (1992, p. 582). – Ich habe vorhin nicht bestritten, daß wir dies können; ich habe lediglich bestritten, daß die gängigen Theorien des Zitierens recht haben, wenn sie zitierte Zeichenreihen als *verkappte* Demonstrativa, Namen oder Beschreibungen ansehen.

- 25) Die Unterscheidung wurde von Peirce in (1933, pp. 423/4 (=4.537)) eingeführt.
- 26) Ich gehe hier so ähnlich vor wie Carnap in seiner deskriptiven Syntax (1934, pp. 46 ff (= §18/9)).
- 27) Genauso gelassen gibt sich z.B. Russell bei den unpräzisen Ähnlichkeitskriterien für gesprochene oder gehörte Wörter, siehe Russell (1921, p. 189).
- 28) Wie überhaupt alle Vergleiche hinkt auch dieser: Während gewisse doppeldeutige Tokens von *zweierlei* Typ sein können, gehören Liger und Maulesel *gar keiner* Tierart an. (Sie gehören zu den Hybriden). Eine bessere Analogie bildet vielleicht die Familie der Farbprädikate.
- 29) Dies dient natürlich wiederum nur als idealisiertes Modell; die Verkettung von Zeichentokens ist eine Operation, die von Kultur zu Kultur anders dargestellt werden kann. (So auch Bennett in (1988, pp. 413/4)). In Japan z.B. öffnet man Bücher von hinten, und die ersten schreibenden Griechen haben nicht Zeile für Zeile neu angesetzt, sondern wechselten von Zeile zu Zeile die Schreibrichtung (wie beim Pflügen). Wie auch immer derartige Konventionen aussehen mögen, sie lassen sich durch Bildung mereologischer Summen darstellen. Die einzige Reparatur, die wir dieser Komplikation wegen an der Klausel (ii) vornehmen müssen, besteht also in einer Relativierung auf systematische räumliche Relationen, von denen die in (ii) benutzte Relation „rechts von“ nur ein Spezialfall ist.
- Daß wir in diese Richtung noch einen Schritt weiter verallgemeinern könnten, legt eine Überlegung aus der autosegmentellen Phonologie nahe. Ihr zufolge sind gesprochene Ausdrücke nicht bloß als eindimensionale zeitliche Ketten einzelner Grundsegmente aufzufassen;

stattdessen sollte das phonetische Geschehen auf mehreren Ebenen analysiert werden, siehe Goldsmith (1979).

Im Fall *geschriebener* Zeichen (auf die wir uns in diesem Papier allein konzentrieren) könnte man ebenfalls komplexere Verknüpfungen einzelner Zeichentokens ins Auge fassen, statt einfach die Zeichentokens in einer Dimension hintereinanderzuschreiben. So könnte man die einzelnen Tokens zu baumartigen Strukturen zusammenfügen (wie in Freges Begriffsschrift) oder in noch allgemeinere Graphen einbauen (wie in der chemikalischen Notation). Der topologischen Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Wir betrachten oben nur einen Spezialfall.

- 30) So auch Quine in (1987, pp. 217/8).
- 31) Die am Ende der vorletzten Fußnote erwähnten komplizierteren Baupläne zusammengesetzter Tokens können natürlich auf Typebene nicht durch schlichte *Sequenzen* dargestellt werden. Man muß stattdessen allgemeinere mengentheoretische Strukturen heranziehen.
- 32) Wie der unbestimmte Artikel in (44) zeigt, haben wir Zeichenketten mit Anführungszeichen als *generelle Termini* analysiert (die jeweils – möglicherweise mehrere – Tokens denotieren). Die Entscheidung dafür ist endgültig in (43) gefallen; sie war durch Sätze wie (37) vorweggenommen worden. Sie widerspricht allerdings unserer syntaktischen Festlegung in (26)(ii), wo wir Zeichenketten mit Anführungszeichen als *singuläre Terme* verstanden wissen wollten. Die Klausel (26)(ii) müßte also an die neue Lage angepaßt werden.
Nun *könnten* wir der ursprünglichen syntaktischen Entscheidung ebensogut treu bleiben. Zeichenreihen mit Anführungszeichen dürften dann nur ein einziges Objekt denotieren: den jeweiligen Zeichenkettentyp. Dann müßte (43) entsprechend umgeformt werden. In diesem Fall hätten wir über Goethe anstelle von (44) folgendes zu

behaupten:

(*) Der älteste erhaltene Brief Goethes beginnt mit *dem* „Y“;

oder auch:

(**) Der älteste erhaltene Brief Goethes beginnt mit *einem Zeichentoken vom Typ* „Y“.

(Weitere Beispiele für Zitate, die stillschweigend als Singularterme aufgefaßt wurden, hatten wir u.a. in den Sätzen (1)-(3), (5), (8), (11) und (14)). Beide syntaktische Auffassungen lassen sich leicht ineinander übersetzen. Wir brauchen uns nicht zwischen ihnen zu entscheiden. Auch in der natürlichen Sprache denotieren Zitate manchmal Tokens, manchmal Typen.

- 33) Damit stehen wir vor dem Problem, das Bennett „the problem of relevant features“ nennt und das seiner Ansicht nach Davidson zu einer Ergänzung der demonstrativen Theorie zwingt (1988, p. 403). Wie ich meine, betrifft diese Schwierigkeit nicht nur *jede* plausible Theorie über Anführungszeichen, sondern überhaupt jede Theorie über jeden Mechanismus der Denotation von Zeichen. Deshalb behandle ich es auch außerhalb der Wahrheitstheorie für O.
- 34) Man möchte vielleicht einwenden, daß derartige Regeln von Kultur zu Kultur dermaßen stark schwanken könnten, daß meine Theorie eben doch nur für europäisierte Schriften gilt und nicht – wie versprochen – für Hieroglyphen oder Kanjis. Richtig ist sicherlich, daß z.B. japanische Kanjischützen (implizit) viel schärfere Kriterien der Typidentität trainieren müssen als ihre europäischen Altersgenossen. Der Grund dafür liegt auf der Hand: Es gibt einige tausendmal so viele Kanjitypen wie lateinische Buchstaben. – Aber spricht derlei gegen meine Theorie? Stellen wir uns den schlimmsten Fall vor: In einer farbenfrohen

Schreibkultur seien die Typidentitäten von gänzlich anderen Regeln bestimmt als bei uns, nämlich ausschließlich von den Farben der Tokens (ohne *jede* Berücksichtigung der Gestalt). Könnten dann *wir* (die Benutzer von O) Zeichentokens aus jener Kultur denotieren, indem wir *irgendeinen* unserer Buchstaben in der richtigen Farbe hinschrieben und mit Anführungszeichen umgäben? Solange wir keine neuen Kriterien der Typidentität verkünden, könnten wir es gewiß nicht. Und genau dies sagt meine Theorie auch voraus. D.h. gemäß der Theorie scheitern wir genau da, wo wir auch unserem Vorverständnis zufolge mit Anführungszeichen nicht mehr weiterkommen. Aber dies Scheitern läßt sich vermeiden. Denn wenn wir eigens ankündigen, daß es uns im Augenblick nur auf die Farbe ankommt, dann können wir getrost bunte Buchstaben hinmalen und mit Anführungszeichen umgeben. Wie meine Theorie vorhersagt, wird man uns dann auch richtig verstehen.

- 35) Ich danke Susanne Gahl, David Hyder, Dominik Perler, Sven Rosenkranz, Matthias Schote, Oliver Wachsmuth und dem anonymen Gutachter von *Erkenntnis* für wertvolle Anregungen und nützliche Tips.